

(Nachdruck verboten.)

81]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von *Emile Zola*. Aus dem Französischen
übersetzt von *Leopold Rosenzweig*.

Monate vergingen mit der Ordnung der verwickeltesten Angelegenheiten der Hölle, die sich sehr schwierig gestaltete. Vorerst einmal galt es, die Schuld von sechshunderttausend Frank zu tilgen, die schwer auf dem Unternehmen lastete. Es wurden Verhandlungen mit den Gläubigern gepflogen, die sich endlich einverstanden erklärten, in Annuitäten bezahlt zu werden aus den Gewinnen, die auf die Aktien der Hölle entfallen würden, wenn sie in die Association der Erächerie eingetreten war. Die aus dem Feuer geretteten Maschinen und Vorräte wurden einer Schätzung unterzogen und bildeten mit dem großen Terrain, das sich längs der Mionne bis zu Alt-Beauclair erstreckte, die Einlage der Boisgelin; und diesen wurde eine bescheidene Rente zugesichert, die dem auf sie entfallenden Gewinnanteil entnommen werden sollte, ehe dieser an die Gläubiger verteilt wurde. Der letzte Wille des alten Durignon war somit eigentlich nur zur Hälfte erfüllt in diesem Uebergangsstadium, wo das Kapital der Arbeitskraft und dem führenden Geiste noch als gleichberechtigter Faktor zur Seite stand, bis die Zeit gekommen war, wo es ganz verschwand vor der einzig und souverän gebietenden Arbeit. Aber zum mindesten wurden die Guerdache und der Pachthof vollkommen der Allgemeinheit, den Nachkommen jener Arbeiter zurückerstattet, die sie einst mit ihrem Schweiß erkauft hatten. Denn sobald die Aeder des Pachtstoffs der Association von Combettes angeschlossen waren, und die lange gehegten Gedanken Feuillats bewährend, reiche Ernten und reiche Gewinne lieferten, wurde all das Geld, das dadurch einkam, dazu verwendet, um aus der Guerdache eine Pflege- und Erholungsstätte für schwache Kinder und für Wöchnerinnen zu machen. Es wurden Betten gestiftet, Freiplätze errichtet, und der herrliche grüne Park gehörte nun den Armen dieser Welt, ein weitgedehnter Garten, ein blühendes Paradies, wo die Kinder spielten, wo die Mütter wieder gesund und kräftig wurden, wohin das ganze Volk kam, um sich zu erholen, wie in einem Palast der Natur, der nun das gemeinsame Eigentum aller war.

Jahre gingen hin. Lucas hatte dem Ehepaar Boisgelin eines der kleinen Häuschen der Erächerie eingeräumt, das in geringer Entfernung von dem alten Häuschen stand, welches er nach wie vor bewohnte. Die erste Zeit dieser bescheidenen Existenz war sehr hart für Boisgelin, der sich nicht ohne heftige Auflehnung in das Unvermeidliche ergab. Vorübergehend hatte er sogar daran gedacht, nach Paris zurückzukehren und dort aufs Geratewohl nach seinem Geschmade zu leben. Aber seine lebenslange Unthätigkeit, die vollkommene Unmöglichkeit für ihn, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, machten ihn schwach wie ein Kind und lieferten ihn willenlos dem aus, der sich seiner bemächtigen wollte. Seit den Unglücksfällen, die das Haus betroffen hatten, übte die kluge, sanfte, aber feste Suzanne eine unbedingte Herrschaft über ihn aus, und er that schließlich alles, was sie wollte, ein armer, haltloser Mensch, der von den Wellen des Lebens hin und her geschleudert wurde. Bald begann seine Unthätigkeit inmitten dieser Welt emsiger Arbeiter so schwer auf ihm zu lasten, daß er selbst nach einer Beschäftigung begehrt. Es wurde ihm unerträglich, den ganzen Tag müßig umherzugehen, er fing an sich zu schämen und das Bedürfnis nach einer Thätigkeit zu empfinden, da es ihm nicht mehr möglich war, wie früher mit dem Ausgeben reicher Geldmittel nutzlos seine Zeit auszufüllen. Im Winter hatte er noch die Jagd; aber in der schönen Jahreszeit wußte er außer spazieren zu reiten nichts mit sich anzufangen und die tödliche Langeweile lastete furchtbar auf ihm. Suzanne bat daher Lucas, ihm eine Beschäftigung zu geben, und dieser wies ihm eine Aufseherstelle in den Genossenschaftsmagazinen zu, die ihn drei Stunden täglich in Anspruch nahm. Seine Gesundheit, die gelitten hatte, festigte sich ein wenig, aber er blieb gleichwohl unglücklich, betäubt, verloren, wie einer, der auf einen fremden Planeten gefallen ist.

Und wieder gingen Jahre hin. Suzanne war die Freundin, die Schwester Jossins und Soeuretens geworden und stand ihnen in ihren Obliegenheiten getreulich zur Seite. Alle drei umgaben Lucas, unterstützten ihn, ergänzten ihn, waren gleichsam die Verkörperung seiner Güte, seiner Sanftmut, seiner Menschenliebe. Er nannte sie lächelnd seine drei Tugenden und sagte, sie bildeten, jede in ihrer Art, eine Erweiterung seines Wesens, die Erfüllung alles dessen, was er Gutes und Schönes gewollt. Sie bewachten und betreuten die Krippen, die Schulen, die Spitäler, die Refonvalescentenhäuser, sie waren überall, wo es Schwache zu beschützen, Schmerzen zu lindern, Freuden zu spenden gab. Soeurette und Suzanne besonders nahmen die undankbarsten Verrichtungen auf sich, welche die größte Selbstüberwindung und Selbstverleugnung erforderten; während Jossine, durch ihre Kinder, durch ihr sich immer mehr vergrößerndes Haus in Anspruch genommen, sich natürlicherweise weniger den andren widmen konnte. Sie war die Liebende und Geliebte, das schöne und begehrenswerte Weib, während Soeurette und Suzanne nur die Freundinnen, die Trösterinnen und Beraterinnen waren. Oft erfuhr Lucas große Bitterkeiten und Herzeleid in seinem Werte; und da waren es die beiden Freundinnen, die er befragte, die er damit betraute, die Wunden zu heilen, indem sie alle ihre Kräfte dem Heilswerke widmeten. Denn durch die Frau und für die Frau sollte die neue Stadt entstehen und bestehen.

Acht Jahre waren so verfloßen, als Paul Boisgelin, der sein siebenundzwanzigstes Jahr vollendete, Antoinette, die älteste Tochter des Arbeiters Bonnaire, heiratete, die vierundzwanzig Jahre zählte. Paul hatte sich, seit die Felder der Guerdache der Association von Combettes angeschlossen waren, zusammen mit dem ehemaligen Pächter Feuillat mit Begeisterung der Bodenkultur gewidmet, nicht um des Gewinnes willen, sondern um die Fruchtbarkeit der Erde immer mehr zu erhöhen. Er war Landmann geworden, er leitete einen Abschnitt des großen Gemeinguts, denn dieses war in mehrere Teile geteilt worden, die alle zum gemeinsamen Besten verwaltet wurden. Und bei seiner Mutter, in dem Häuschen der Erächerie, wohin er alle Abend heimkehrte, hatte er Antoinette kennen lernen, die mit ihren Eltern das nächste Häuschen bewohnte. Zwischen der ehemaligen Erbin der Guerdache, die nun ein so einfaches, von Menschenfreundlichkeit erfülltes Leben führte, und der Arbeiterfamilie waren freundschaftliche Beziehungen entstanden. Zwar war Madame Bonnaire, die schreckliche Loupe, noch immer unzugänglich; aber dafür entschädigte der einfache, angeborene Seelenadel Bonnaires, des Helden der Arbeit, der einer der Gründer der Erächerie gewesen war. Und es war erquickend, zu sehen, wie zwischen den Kindern der beiden Häuser die Liebe erwuchs und das Band, das sich um die einander einst feindlich bekämpfenden Klassen schlang, enger knüpfte. Antoinette, die ihrem Vater ähnelte, ein kräftiges, schönes annütziges Mädchen, hatte Soeuretens Schule durchgemacht und half ihr nun in der großen Milchwirtschaft, die am Ende des Parks, nahe den Hängen des Monts Bleuses angelegt worden war. Wie sie lachend sagte, war sie nur eine Kuhmagd, die mit dem Melken, mit der Butter- und Käsebereitung gut Bescheid wußte. Und als die beiden miteinander vereinigt wurden, der zur Erde zurückgekehrte Städter und die arbeitende Tochter des Volks, da gab es ein großes Fest; man wollte diese symbolische Hochzeit mit besonderem Glanze feiern, die ein sichtbares Zeichen war der Veröhnung, der Vereinigung des reumütigen Kapitals mit der siegreichen Arbeit.

Im folgenden Jahre, nach der ersten Entbindung Antoinettens, befanden sich Boisgelin, Suzanne und Lucas an einem warmen Sonntag zusammen auf der Guerdache. Es war nun nahezu zehn Jahre, daß Monsieur Jérôme tot war, und wie es sein Wille gewesen, war der Besitz dem Volke zurückgegeben worden. Antoinette, die eine schwere Entbindung durchgemacht hatte, war seit zwei Monaten Pflegekind des Refonvalescentenhauses, zu welchem das Schloß, in dem einst die Durignons geherrscht hatten, umgewandelt worden war. Sie konnte nun am Arm ihres Mannes einen Spaziergang unter den schönen Bäumen des Parks machen, während Suzanne als gute Großmutter den

Neugeborenen auf den Armen trug. In einiger Entfernung folgten Boisgeline und Lucas. Welche Erinnerungen erwachten da, angehts dieses nun zu einer Stätte der Brüderlichkeit gewordenen fürstlichen Wohnsitzes, dieser hohen, alten Stämme, dieser Rasenplätze, dieser Alleen, die nicht mehr vom Lärm kostspieliger Feste, galoppierender Pferde und bellender Hunde wiederhallten, wo aber die Armen dieser Welt sich endlich der köstlichen Ruhe in freier, gesunder Luft und im kühlen Schatten der Bäume erfreuen konnten. Aller Luxus des prächtigen Landsitzes war ihnen dienstbar gemacht, das Rekonvaleszentenhaus bot ihnen seine hellen Zimmer, seine schönen Salons, seine wohlbestellten Küchen, ebenso wie der Park seine schattigen Alleen, seine klaren Quellen, seine herrlichen, von Gärtnern in Stand gehaltenen Blumenbeete. Hier wurde ihnen endlich ihr Teil an Schönheit und Lebenszier, der ihnen so lange war vorenthalten worden. Und es war herrlich zu sehen, wie diese Kinder, diese Mütter, die seit Jahrhunderten in lichtlose, schmutzige Höhlen, in unentrinnbares Elend waren verbannt gewesen, nun plötzlich der Freuden dieses Lebens, des Glückanteils eines jeden menschlichen Wesens, des Luxus, des Genusses teilhaftig wurden, welche zahllose Generationen unglücklicher Enterbter nur von weitem sehnsüchtig erblickt hatten, ohne jemals daran rühren zu können.

Als nun das junge Paar, von den andren gefolgt, an einen Teich kam, dessen klare Fläche das Blau des Himmels widerspiegelte, sagte Lucas mit leisem Lachen:

„Ach, liebe Freunde, welch eine ferne hübsche Erinnerung kehrt mir wieder! Ob ihr wohl noch daran denkt? Am Ufer dieses friedlichen, stillen Wassers haben sich Paul und Antoinette vor nun zwanzig Jahren verlobt!“

Er erzählte die reizende Kinderscene, deren Zeuge er damals, bei seinem ersten Besuche auf der Guerdache gewesen: das Eindringen der drei barfüßigen Proletarierkinder, Nanet, Lucien und Antoinette, die durch eine Hecke gekrochen waren, um sich von Nanet zu dem Teiche führen zu lassen, den er entdeckt hatte; und die geniale Erfindung Luciens, das Schiff, das von selber auf dem Wasser lieg; und das Herbeikommen der drei Stadtkinder, Paul Boisgeline, Nise Delaveau und Louise Mazelle, die von dem Schiffe bezaubert, sogleich mit den drei andern gut Freund waren; und wie sich gleich von selbst drei kleine Paare gebildet hatten, Paul und Antoinette, Nise und Nanet, Louise und Lucien, unter der lächelnden Mitwirkung der guten Natur, der ewigen Almutter.

„Erinnert Ihr Euch nicht mehr?“ fragte Lucas fröhlich. Das junge Paar meinte lachend, es sei etwas lange her.

„Da ich damals vier Jahre alt war,“ sagte Antoinette, „so wird mein Gedächtnis noch nicht viel wert gewesen sein.“ Aber Paul dachte angestrengt nach, verlor sich im Rückschauen in die Vergangenheit.

„Ich war schon sieben... Warten Sie, es tauchen schattenhafte Bilder in meinem Gedächtnis auf: ein Schiffschen, das wir mit einer Stange zurückholten, wenn die Räder sich nicht mehr drehten; und ein kleines Mädchen, das um ein Haar ins Wasser gefallen wäre; und dann, wie die Barfüßler davon liefen, als Leute kamen.“

„Ja, so war's, so war's!“ rief Lucas. „Sie erinnern sich also noch! Und ich erinnere mich, daß mich an jenem Tage ein ahnungsvoller Schauer der Zukunft erfaßte, denn ich sah hier den Keim der einstigen Verjöhnung entstehen. Die göttliche Kindheit bereitete da in ihrer reinen Unschuld einen neuen Schritt zum Frieden und zur Gerechtigkeit vor. Und was euch von neuem Glück zu gewiesen beschieden sein wird, das wird dieser kleine Herr hier für sich und seine Zeitgenossen noch erweitern und vermehren.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Von der Poesie der Chinesen.

Herr Martin, Präsident der kaiserlichen Universität in Peking, spricht im letzten Heft der „Northamerican Review“ recht interessant von den poetischen Neigungen der Chinesen und teilt einige Proben aus ihrer lyrischen Literatur mit. Der gebildete Chinese ist nach diesen ein gründlicher Kenner von Land und Leuten, von allen Erdennissen der eifrigste Verehrer der Dichtkunst. Macht er eine größere Reise, so wird er nicht verfehlen, seine Eindrücke in Versform der Welt mitzuteilen. In jedem Neujahrstage malt er ein paar neue, selbst verfertigte Strophen an die Thürpfoste seines Hauses; und ebenso läßt er seinen Gastfreund

scheiden, ohne die Gelegenheit durch ein Abschiedsgebidt geziemend vorzeitig zu haben. Wenn derlei auch etwas gekünstelt aussieht, so hängt es doch mit der ganzen nationalen Eigenart enge zusammen.

In dem merkwürdigen nationalen Erziehungssystem nimmt die Poesie eine der ersten Stellen ein. Das Unterrichtswesen selbst ist auf breiter Basis entwickelt. Staatliche Elementarschulen sind in jeder Bezirke- oder Kreisstadt vorhanden. Daneben noch Elementarschulen, die von den Gemeinden und solche, die von Privaten eingerichtet sind. Die Anstalten werden fleißig, auch von den Kindern der armen Klasse, besucht. Die Begabten, die eine gelehrte Karriere — und die Gelehrsamkeit ist hier die Vorbedingung für die Bewerbung um die höheren Beamtenstellen — meinen einschlagen zu können, rücken aus diesen Elementarschulen in die höheren auf. Niemand... ist der Zugang versperrt. Mit zwei oder drei, aneinander allerdings sehr schwierigen Prüfungen ist der Befähigungsnachweis für den Eintritt in den höheren Beamtenstand — den höchsten in China, denn die Geburtsaristokratie ist nur schwach entwickelt — erbracht. Dabei werden aber nach waltem, vielhundertjährigem Gebrauch die Schüler, wie profaisch die staatlichen Funktionen, zu denen sie sich vorbereiten, sein mögen, unmaßsächlich auch einer poetischen Prüfung unterworfen. Sie müssen eigenhändig Verse dreheln können, sonst werden sie nicht zugelassen.

Dem entspricht es, daß die Versform vielfach auch für Darstellung von allerhand Regeln und Stoffe rein didaktisch, um die Einprägung in das Gedächtnis zu erleichtern, gebraucht wird. Als vor einem halben Jahrhundert die Chinesen, von den englischen Truppen bedrängt, beim Friedensschluß fünf Häfen den Fremden öffnen mußten, gab der Kaiser Befehl, als Gegenmittel gegen dies Eindringen europäischer Auffassungen einen populären Auszug der alten chinesischen Weisheitslehren in Versform zu publizieren und im Volke zu verbreiten. Und was das Wertwürdigste in diesem didaktischen Genre ist, in China existiert eine vierzigbändige populäre Enchyclopädie, ein ganzes Volks-Konversationslexikon, dessen Artikel durchweg in Versen abgefaßt sind.

Mit Ausnahme der eigentlich epischen Poesie findet man alle Dichtungsarten in der chinesischen Literatur überreichlich vertreten. Da giebt es, den Epen anderer Völker verwandt, bereits aus den frühesten Zeiten historische Romane, in denen Kriege und Schlachten, wie das Treiben der Könige geschildert wird; dann phantastische Geschichten, Märchen, Legenden, ebenso wie nüchterne realistische Erzählungen aus dem gesellschaftlichen Leben, die untern Romanen und Novellen ähneln; außerdem eine ebenfalls vielhundertjährige, außerordentlich vielgestaltige dramatische Produktion, mit Pöken und Trauerspielen, mit Intriguen- und Sittenstücken. Die Theatervorstellungen selbst haben freilich die alten primitiven Formen noch bis auf den heutigen Tag bewahrt. Der Schauspieler, erzählt Herr Martin, spielt in demselben Stück nicht nur verschiedene Rollen, sondern auf offener Scene kündigt er auch diesen Rollenwechsel an, indem er rasch vor den Augen des Publikums die Kleider wechselt; z. B. so: „Jetzt bin ich, Euer ergebenster Diener, der Kaiser.“ Die naive Phantasie nimmt daran keinen Anstoß.

Die lyrische Poesie, aus deren verschiedenen Epochen Herr Martin einige charakteristische Proben giebt, reicht weit in die vorhistorische Zeit zurück. Das älteste Denkmal, das wir besitzen, ist eine Gedichtsammlung, welche Confucius, der große nationale chinesische Moralphilosoph (im 6. Jahrhundert v. Chr.), dessen Lehre noch heute als verbindliche Autorität gilt, herausgegeben. Confucius selbst war einer der menschenfreundlichsten und lebenswürdigsten Weisen, die die Geschichte kennt. Der Ernst seiner Lehren, die in Spruchform vorgetragen sich überall auf die Erkennung des richtigen Handelns in dieser Welt beziehen, und alles Unerforschliche, Zweiseitige ruhig bei Seite schieben, hat nichts Düsteres an sich. Er liebte die Schönheit und die Künste. Laß die Poesie, so lautet eines seiner Worte, den Anfang, die Sittenlehre, die Mitte, und die Musik das Ende der Ausbildung sein.

Diese Sammlung, die er herausgab, eines der fünf „Klassischen“ Bücher der Chinesen, enthält zum Teil walt, viele Jahrhunderte hinter Confucius Lebenszeit zurückliegenden Stücke. Es sind Volkslieder, Balladen, Helden- und Lobtengänge, frisch und warm empfunden. Die frühe Natürlichkeit vieler der aufgenommenen Liebeslieder hat, obwohl der weise Confucius ausdrücklich erklärte, alles, was die Reinheit der Seele bedrohe, ausgeschlossen zu haben, dennoch bei dem präden Beschmaß späterer Zeitalter Anstoß erregt. Charakteristisch ist bei diesen alten Gedichten, daß sie am Anfang oder am Ende jeder Strophe irgend einen stimmungsvollen Refrain, eine Art Auftakt haben, der zu dem eigentlichen Inhalt der Gedichte in keiner klar zu präzisierenden Beziehung steht.

Ein neue Blüte erlebte die lyrische Poesie unter der Dynastie von Han (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.), im sog. chinesischen Mittelalter. Es war das die Zeit einer starken, allgemeinen, geistigen Bewegung. Ganz im einfachen, rührenden Volksliedton gehalten ist ein von Martin aus dieser Periode mitgeteiltes Abschiedslied von Su Wu an seine Frau, das in China außerordentlich beliebt und in ähnlichen Formen immer von neuem nachgeahmt ist.

Doch mag der Leser, dem wir freilich nur eine gewiß nicht einwandfreie Uebersetzung bieten können, selbst urteilen:

Zwei Vögel hatten wir hoch im Baum,
Ein freundlich verborgenes Nest,
Auseinander reißt uns das Schicksal nun,
Uns scheidend wie Ost und West.

In kindlicher Unschuld fanden wir uns
 Zu langem Eheglück,
 Nun zieht der eine zu fernem Kampf,
 Der andre bleibt seufzend zurück.

Wie die Taube fliegt über Meeresflut,
 So suchst mein Herz Dich
 Und stieh ich ins Grab, Du bleibst mir treu,
 Ich weiß, Du weinst um mich.

Gedenke des Guten und vergiß,
 Was immer die Zukunft uns droht,
 Komm schlage wie früher die Saiten im Spiel,
 So jäusigtst Du Kummer und Not.

Ein zweites, von Martin aus dieser Periode citiertes Gedicht hat Lia Si, einen Verbannten, zum Verfasser. Auch er findet schließlich in dem Gedanken an das unerforschliche Dunkel der Zukunft eine Art resignierte Verühigung. Auf stolzerem Bett, in verfallener Stätte liegend, sah ich tiefverzagt, so erzählt der Dichter, einen schwarzen Unglücksvogel sich in der Fensterröhrlung niederlassen. Ich schlug mein Zauberbuch auf, um zu erfahren, welcherlei Vortschaff er bringe? Ein solcher Vogel, steht in dem Buche, ist von einer höheren Macht entsendet, um dem Menschen zu sagen, wohin er gehen soll. Aber: Wohin in Wirklichkeit? Darüber schwieg das Buch. Ich bat den Vogel, es mir zu sagen, und er erhob das Haupt, als wolle er es mir kundthun. Aber er blieb stumm und entfaltete die schwarzen Schwingen zum Flug. Mir war als hauchte er: Wohlauf! Und beredter als alle Worte war mir dieser Ton, der meinen Geist aus bangem Schwolnen erlöste. Immer dreht sich das Rad des Glüdes; Wohl oder Wehe, kein menschliches Auge kann es voraussehen; Weisheit ist es, ruhig, was das Schicksal verhängt, zu erwarten. Das alles rief der Ton des Vogels in mir wach.

Auch die dichtenden Frauen fehlen in der chinesischen Poesie jener Zeit nicht. So teilt Martin ein kleines, sehr zierliches Liedchen einer chinesischen Hofdame mit, die dem Kaiser einen weißen Fächer überreicht, eine flüchtige Gabe, die, wenn die Zeit des Winters kommt, vergessen sein wird wie sie selbst.

Zu Fu und Li Po unter der Dynastie von Tang (620 bis 907 nach Christi) bilden in gewisser Hinsicht den Gipfelpunkt dieser älteren Lyrik. Besonders der letztere, ein fröhlicher Anakreontiker, ist bei seinen Landsleuten noch heute hochberühmt. Seine Ballade „vom Trinken im Mondschein“ nimmt es an Munterkeit und Frische, will uns scheinen, auch mit den besten deutschen Trinkliedern — und die Deutschen sind doch Fachleute darin — auf. Wir lassen den Versuch einer Uebersetzung folgen:

Hier sind Blumen, und hier ist Wein,
 Doch zum Trinken, da muß Gesellschaft sein.
 Es fehlt mir ein Freund, ein junges Blut,
 Das fröhlich schwärmend Weisheit mir thut.

Mein zu trinken, das lohnt sich nicht,
 Ich lade mir ein das Mondeslicht.
 O zeig' dich am Himmel, du holde Macht,
 Mit silbernen Schwingen durchflute die Nacht.

Der Mond hat's vernommen — und leicht beschwingt
 Er einen neuen Gesellen mir bringt.
 Es ist mein Schatten. Nun sind wir schon drei,
 Das giebt eine lustige Stumpanei.

Hier, trink! — Der Mond verweigert den Trank,
 Mein Schatten, der ist Gott sei Dank
 Nicht gar so schüchtern, er trinkt wohl mit,
 Und wenn ich tanze, dann hält er Schritt.

Der Mond auch — dort auf dem Wellenglanz
 Des Baches — wie hüpfst er lebendig im Tanz!
 Und wenn ich singe den festlichen Sang
 Antwortet der Gute mit Echoklang.

Sagt: Mond und Schatten, wann habt ihr Zeit,
 Wenn seid ihr zur nächsten Feier bereit?
 — Wenn der Himmel nicht wolkig, mein lieber Geselle,
 Dann sind wir immer gerne zur Stelle.

Voller Anschaulichkeit und Leben ist von demselben Verfasser auch die Epistel einer Kriegerfrau an ihren Mann im Felde. Sie denkt der Zeiten, wo sie als kleines, blumensuchendes Mädchen mit dem Knaben gespielt hat; wie er da mit Papphelm und Schild, mit hölzernem Schwerte hoch zu Roß auf einem Bambusrohr sich ritterlich gekummelt. Als sie vierzehn Jahre wurde, hat er sie gefreit, und nun nach einem Jahre, in dem die Herzen sich aufs innigste ineinander verschlungen haben, mußte er hinaus. Aber frohen Muts harret sie der Siegesbotschaft und der Rückkehr des Gatten.

Unter den neueren Dichtern gilt ein — gekröntes Haupt, der Kaiser Kien Sung, der etwa vor hundert Jahren regierte, als der berühmteste.

Die Poesie ist nur ein Teil der kolossalen Gesamtlitteratur dieses „Barbaren“ volls. Von dem Gesamtumfang der Bücherproduktion in China kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß eine Auswahl der klassischen Litteratur und der darauf bezüglichen Scholien und Kommentare, die im vorigen Jahrhundert begründet wurde, auf 163 000 Bände angelegt war. Und

wenn heute noch die tote Buchwissenschaft dort dominiert, wenn die eigentliche Natur-Erkenntnis und die Dienstbarmachung des Wissens für die Technik so weit zurückgeblieben sind, so darf man nicht vergessen, daß dieses noch vor ein paar Jahrhunderten auch die Signatur der europäischen Gelehrsamkeit war. Solche Entwicklungen können, wie das Beispiel des benachbarten Japan zeigt, unter Umständen im Sturmschritt von begabten Völkern nachgeholt werden. —

kleines Feuilleton.

t. Das Wasser in der Ernährung des Menschen. Wenige Menschen haben eine richtige Vorstellung davon, wieviel Wasser sie sogar in den sogenannten festen Nahrungsmitteln zu sich nehmen. Es ist ganz gewiß, daß überhaupt kein natürliches Nahrungsmittel gänzlich wasserfrei ist, und der Wassergehalt schwankt darin von 5 bis zu 97 Proz. des gesamten Gewichtes. Die Milch zum Beispiel, die doch als das vollkommenste Nahrungsmittel zu schätzen ist, besteht in unverfälschtem Zustande, wie sie gerade von der Kuh kommt, zu fast $\frac{9}{10}$ aus Wasser (genauer 87—88 Proz.). Diese Thatsache bedingt gerade die Bekömmlichkeit der Milch, weil sie die Fette, Zucker- und Eiweißstoffe in gelöstem Zustande bietet. Aber es giebt, so widerspruchsvoll es erscheint, sogar einige feste Nahrungsmittel, die noch mehr Wasser enthalten als die Milch. Dies trifft im besondern zu für Gemüse und Obst. Die Rübe besteht in frischem Zustande zu über 90 Proz. aus Wasser, der Kohl etwa zu ebensoviel, und die Gurke und das Marl des Kürbiss sogar zu 95 Proz. Unter dem Obst enthält die Erdbeere nahezu 90 Proz. Wasser, der Apfel 82 und die Trauben 80 Proz. Auch die verschiedenen Fleischsorten, die als Nahrungsmittel in Frage kommen, bergen weit mehr Wasser in sich als feste Stoffe. So besteht Rind- und Hammelfleisch zu $\frac{3}{4}$ aus Wasser. Die Hausfrau mag kaum daran denken, daß $\frac{3}{4}$ von dem, was sie dem Fleischer bezahlt, Wasser ist, so daß der Rest als das eigentlich nahrhafte am Fleisch noch höher im Preise steht, als man leider ohnedies schon weiß. Lammfleisch enthält etwas weniger Wasser, nämlich 64 Proz., Schweinefleisch noch weniger (61) und Speck nur 22,8 Proz. In der Regel enthält Fleisch um so weniger Wasser, je fetter es ist. Wenn wir nun vom Geflügel sprechen wollen, so zeigen sich in dessen Fleisch auch bedeutende Unterschiede. Das Fleisch von Hühnern und Enten enthält 70 Proz. Wasser, das der Tauben 75, das der Gänse nur 38 Proz., ein weiteres Beispiel für die Thatsache, daß der Wassergehalt durch den Gehalt an Fett vermindert wird. Die Fische, die man für besonders wasserreich halten könnte, haben davon zuweilen nur 40, aber auch bis zu 80 Proz. Eins der kräftigsten Nahrungsmittel, das Ei, besteht zu $65\frac{1}{2}$ Proz. aus Wasser, das aber im Eiweiß in weit größerer Menge enthalten ist als im Eigelb, welches letzteres ja auch der nahrhaftere Teil ist. Es gilt als Regel, daß Stoffe, die wenig Wasser enthalten, für die menschliche Nahrung sich nicht eignen, ehe sie in Wasser gekocht sind, so daß das Kochen in der Hauptsache die Bedeutung hat, solche Nahrungsmittel durch Hinzufügung von Wasser in einen verdautlichen Zustand zu bringen. Weizenmehl z. B. enthält nur 12 Proz. Wasser, das daraus bereitete Brot aber 50 Proz. Es geht daraus hervor, daß jedes Nahrungsmittel einen gewissen Grad von Feuchtigkeit besitzen muß, um für die Ernährung geeignet zu sein, und somit spielt das Wasser in der Nahrungsaufnahme eine ganz außerordentlich wichtige Rolle. Unter Ausschluß von Wasser ist auch das Leben und die Wirkung der Bakterien wie überhaupt jede chemische Veränderung ausgeschlossen, und wir können annehmen, daß bei vollständigem Wassermangel jedes Leben zum Stillstand kommen würde. —

— Vornholm, eine magnetische Insel. Im „Promethens“ lesen wir: Wir spotten der Sage von dem Magnetberge, der die Nägel aus dem Schiffsrumpfe lösen soll; aber wie in so manchen andren Fällen, mag auch hier die phantastische Ausschmückung einen reellen Kern bergen, der Sage die auf Beobachtung gegründete Erfahrung der Naturvölker zu Grunde liegen. Nicht allzu weit brauchen wir zu gehen, um eine Thatsache zu beobachten, welche unser vorcilliges Urteil hier wesentlich modifizieren könnte. Die Dstsee-Insel Vornholm gehört in politischer Beziehung zu Dänemark; damit ist aber auch schon fast alle Uebereinstimmung zwischen den beiden Gebieten erschöpft. In ihrem geologischen Aufbau stimmt sie mit Südschweden überein; das sogenannte Ostdänisch, das früher in den zu Dänemark gehörenden Provinzen östlich des Sundes gesprochen wurde, wird jetzt nur noch auf Vornholm gesprochen, das sich also nicht nur der Natur, sondern auch der Sprache nach als ein gegenwärtig fremdartiger Ueberrest der dänischen Herrschaft zu beiden Seiten des Sundes erweist.

Der auf Vornholm anstehende Granit enthält als unwesentlichen Bestandteil kleine eisenhaltige Partikelchen. Ein kleines Stück dieses Granites von der Größe unsrer als Chausseeschotter benutzten zerfallenen Steine vermag eine in geringer Entfernung befindliche Magnetnadel um einen Grad aus ihrer natürlichen Richtung abzulenken. Aus dieser Thatsache geht schon hervor, daß die Insel Vornholm auf die Richtung der Magnetnadel in den Kompassen der vorbeisegelnden Schiffe erheblich störenden Einfluß ausüben muß, und zwar wirkt sie, wie die Beobachtungen des Direktors des Dänischen Meteorologischen Instituts, Adam Paulsen, gezeigt haben, als magnetischer Südpol,

so daß sie den Nordpol der Magnethadel um mehrere Grade nach der Insel ablenkt.

Die Wirkung Vornholms auf die Magnethadel erstreckt sich nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, 15 Kilometer weit, sondern nach den sorgfältigen Messungen, welche Kapitän Hammer im Auftrage des dänischen Seekarten-Archivs vorgenommen hat, mehrere Meilen hinaus. Dieser Umstand ist selbstverständlich von großer Bedeutung für die Schifffahrt in der Nähe Vornholms, namentlich wenn die Insel in Dunkel oder Nebel gehüllt ist. Die Vornholmer Seefahrer haben übrigens schon früh bemerkt, daß irgend etwas nicht in Ordnung war, glaubten aber, daß die Insel auf den Seekarten falsch verzeichnet war, bis die eingehenderen Untersuchungen die Ablenkung der Magnethadel darthaten.

Wenn wir uns eine Magnethadel ausschließlich der richtenden Kraft der Insel ausgesetzt vorstellen, so wird sie an der westlichen, der nordöstlichen und der östlichen Küste ungefähr senkrecht zur Küste stehen. Verlassen wir die Küste, um uns in die Mitte der Insel zu begeben, so wird die horizontale Intensität der Kraft immer geringer, weil sie jetzt nach allen möglichen Richtungen wirkt und die verschiedenen Kräfte sich gegenseitig in ihren Wirkungen aufzuheben bemüht sind. Dagegen ist die senkrechte Komponente der magnetischen Kraft in der Mitte der Insel am größten. An der südlichen Küste sind die horizontalen Kräfte durchweg sehr klein, weil die Küste im Südwesten der Insel sehr flach ist, so daß auch der Einfluß des Meeresbodens zur Geltung kommen kann.

Die magnetische Wirkung Vornholms beträgt durchschnittlich 2 1/4 Proz. der Stärke des Erdmagnetismus; wo sie am größten ist, erreicht sie sogar den Wert von 7 Proz. derselben. —

Kulturgeschichtliches.]

— Die Faustkämpfe der Frankfurter Schuster-
gesellen. Versner schreibt in seiner „Chronik der freien Reichsstadt Frankfurt a. M.“ (Ausgabe von 1706): „Wann ein Schuhknecht gegen den andern seines Gleichen Streit hat, es sey Zank, Streit, Schmähen- Schimpf- oder Scheltworte, so überfällt einer den andern nicht gleich, sondern er schickt zwei Schuhknechte an ihn, wo er arbeitet, und läßt ihm andeuten, er würde wissen, was er mit ihm vorgehabt oder zu ihm hätte, er erwartete feiner auf der Herberge, und wann er ein brauer Kerl wäre, so solle er zu ihm kommen; widrigenfalls er es nicht thut, arbeitet kein Geselle länger denn 14 Tage neben ihm, sondern stehet aus. Wann er aber auf die Herberge kommt, so hält einer dem andern das seine vor und sie fordern einander auf drei Gänge Schuhknechtsmanier; daß sich keiner unterstehe in währendem Schlagen ein Messer zu zuden, einen heimlichen Griff noch Biß zu thun, sondern sich zu wehren, wie es einem brauen Schuhknecht zusteht. Darauf ziehen sie sich aus, streifen die Ermel am Hemd hinter sich, stecken die Haare unter einen Kopfriemen, die vier Alt-Gesellen nehmen vier ausge-
malte Steden, welche man Schreib-Hölzer tituliert und stellen sich zwei oben und zwei unten in die Stüb, schlagen die gemalten Schreib-Hölzer kreuzweis vor, daß keiner zum andern kann, bis sie die Schreib-Hölzer öffnen. Vor Aufhebung der Schreib-Hölzer reden die Alt-Gesellen sie nochmal an, ob sie sich nicht in Güte vergleichen wollen; wenn sie es verneinen, lassen sie solche zusammen, da klopfen sie sich bras herum. Sobald sie zur Erde fallen, springen die vier Alt-Gesellen herbei mit ihren Schreib-Hölzern; da darf keiner einen Schlag mehr thun. Wenn sie auf-
gestanden, so muß der, der oben gestanden, unten stehen, darauf läßt man ihnen Zeit zum Verodmen, dann thun sie den zweiten Gang und darauf den dritten. Wenn alle drei Gänge vorbei sind, geben sie einander die Hände und fragen, ob einer den andern anheko vor einen brauen und ehrlichen Kerl hielte. Wann sie es bejahren, trinkt einer dem andern zu, darauf sehn sie wieder gute Freunde, obshon zum öftern der eine stehet und ihm das Blut aus der Nasen und Maul läuffet und dem andern das Hemd auf dem Leib zerrissen. Wenn die Gesellen ein Gebott (Versammlung) halten, so müssen die, so sich geschlagen, vor der offenen Lade erscheinen und jeder einen halben Thaler Straff geben; wann er aber um Guad bittet, wird ihm ein Ortsthaler wiedergegeben.“ —

Völkerkunde.

ck. Medizinischer Aberglauben in Madagaskar.
Die Pariser medizinische Fakultät hat soeben zum erstenmale einem Madagassen, Gertson Kamisirah, das Doktordiplom erteilt. Der Kandidat, der seit 4 1/2 Jahren in Paris seinen Studien obliegt, konnte bei seiner Ankunft kein Wort französisch sprechen, während er er es jetzt geläufig beherrscht. Er hat ein ausgezeichnetes Examen gemacht und auf Veranlassung Professor Blanchards für seine Dissertation ein Thema gewählt, worüber er besser als jeder andre Auskunft geben konnte: „Die Glaubenslehren und medizinischen Gebräuche in Madagaskar.“ Die Madagassen sind grobe Kinder; sie glauben an das Schicksal und sind furchtsame Sklaven der guten oder bösen Geister. Jeder, der zur Welt kommt, erleidet sein Geschid, und dieses Geschid gewährt den Stunden, Tagen und Monaten eine besondere Bedeutung. Januar hat „das Geschid der Prinzen, wer in diesem Monat geboren ist, kann alles mit Erfolg unternehmen.“ Das Geschid des Aprils ist von Eisen, wer in diesen Monat geboren ist, ist immer robust und wohltauf. Der Mai begünstigt das teuflische Werk der Zauberer; der Juni ist den Goldsuchern günstig; Juli garantiert den natürlichen Tod. September ist ein schlechter

Monat; man muß die neugeborenen Kinder „auf den Hof tragen, wo die Ochsen sind, und wenn diese sie beim Herausretren nicht zertreten, nimmt man sie auf und pflegt sie“. „Die im November Geborenen sind der Krankheit, den Gebrechen und Unglücksfällen ge-
weicht und lassen nur Trauer hinter sich; es ist der Monat der Epidemien, des Fiebers usw. Die Geister der Vorfahren bleiben immer unter den Lebenden, teils zum Guten, teils zum Bösen. Darum wird der Totenkultus sehr weit getrieben. Man giebt den Toten kostbare Kleider, Lebensmittel und selbst Geld, und nur nahe Verwandte dürfen einen Toten anrühren. „Die Toten lieben sehr Hammels-
fleisch; hat man solches nun auf dem Markt gekauft und kommt an einem Kirchhof vorbei, so bittet die Stimme der Vorfahren im Wind um einen Teil. Aus Furcht wirft man ihnen etwas zu; ist man zu Hause angekommen, hat man schließlich alles hingeworfen, um die Stimme zu befänftigen.“ Die Zauberer werden sehr gefürchtet; noch mehr aber die Zauberinnen, denn ihr großes Verlangen ist es, zu töten. Sie klopfen im Mitternacht an die Thür der Unglücklichen, die sie sterben lassen wollen. Da sie auf dem Körper eine dicke Oelschicht haben, entgleiten sie den Händen der mutigen Männer, die sie verfolgen wollen. Sie nehmen vier Stöcke von vier verschiedenen Bäumen, verbinden sie, tauchen sie in Honig oder Nicotinsöl und sprechen dabei Verwünschungen über ihr Opfer aus, in dessen Hütte sie ihr Zaubermittel tragen. Die tödtliche Wirkung kann nur zerstört werden, wenn es mit Hunde-Excrementen bedeckt wird. Die Zauberer werden so gefürchtet, daß man jeden, der der Zauberei beargwohnt wird, der schrecklichen Probe des „tangona“ unterwirft. Dieses kräftige Gift läßt man den Angellagten nehmen, der vorher eine bestimmte Menge Reis und drei Stücke Haut von Geflügel ver-
schluckt hat. Während das Gift wirkt, legt der Ausführende seine Hand auf den Kopf des armen Sünders und fordert den Gott auf, das Verbrechen offenbar zu machen. Finden sich dann beim Brechen die drei Hautstücke in dem ausgeworfenen Reis nicht unberührt, so wird der Unglückliche erschlagen. Großes Ver-
trauen setzt man auch auf die Allmacht der Amulettmacher. Ihre teuer verkauften Amulette oder „ody“ können in mehrere Kategorien geteilt werden. Der Liebeszauber (ody fitia) wird in den Mund genommen; dann stellt man sich in der Wind-
richtung vor das geliebte Wesen und spricht mit ihm. Der Zauber trifft es direkt ins Gesicht. Um sich davor zu bewahren, muß man zwischen die Zähne ein Stück eines Thonkruges nehmen. Der Zauber gegen die Flintenkugeln (ody bazy) besieht aus einem Abjud von besonderen Pflanzen, von dem man einige Tropfen vor dem Kampfe trinkt. Der Zauber gegen die Hegeimeister (ody mosary) ist der Schürhaken des häuslichen Herdes, den man ihm zwischen die Weine werfen muß. Man kann ihn auch blenden und ihm ein Gemisch aus pulverisiertem Tabak, zerstoßenem Piment und Pfeffer in die Augen werfen. —

Humoristisches.

— Enttäuschung. Packerisch (zur Freundin): „Denk Dir, Grete, der hübsche, junge Arzt, welcher mich behandelt — hat dafür Geld genommen!“ —

— Am Starnberger See. „Was? Rimmer misfahr'n kann i? Da hört si da G'miaschandel auf! Guate Lust häit i und saufat Ent de ganz' Froshlada aus, na habt's ausdampft!“ —

— Ein Gutmütiger. Tourist (erschöpft): „Wie weit ist's noch bis zur nächsten Ortschaft?“

Wauer: „Werd'n wohl so zwei Stunden sein.“

Tourist (heuzend): „Zwei Stunden?! Wissen Sie das sicher?“

Wauer: „Na, weil S' gar so dalecht san, sag'n mer halt (,Jugend“).“

Notizen.

— Eine alpine Bibliothek, die 7000 Bände umfaßt, ist dem deutsch-österreichischen Alpenverein von einem Alpinisten zum Geschenk angeboten worden. —

— Das Münchener Unterbrettl der „Elf Schar-
richter“ hat in Stuttgart Fiasco gemacht. Bei der Er-
öffnungsvorstellung fand die Mißstimmung des Publikums über die unzulänglichen Darbietungen in heftigem Fischen deutlichen Ausdruck. Schon die zweite Vorstellung am Sonntag fand vor leeren Bänken statt. —

— „Jadwiga“, eine Operette von Rudolf Dellinger wird im Herbst ihre Erstaufführung am Dresdner Residenz-
Theater erleben. —

— Wilhelm Leibls „Stridende Mädchen“ (un-
vollendet) ist für die Dresdener Galerie angekauft worden. —

— Zinkhaltige Pflanze. Nach der „Zeitschr. f. öffentl.
Chemie“ gelang es Ernst Fride, in Uebereinstimmung mit früheren Beobachtungen in Bestfalen, auch im Oberharze, in einer zur Familie der Cruciferen gehörenden Gänsefußart, der Arabis Halleri, die im Oberharze weit verbreitet ist, erhebliche Mengen Zink nach-
zuweisen. Er fand in wasser- und sandfreier Pflanzensubstanz bei einer Aschenmenge von 1,3 Prozent einen Zinkoxydgehalt von 0,94 Prozent. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 28. Juli.